

Das neue Werk

Der Christ im Volksstaat

Herausgegeben von Eberhard Arnold

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel / Neuwirk-Verlag Schlichtern

Die bessere Gerechtigkeit.

Von Eberhard Arnold.

Das Höchste, was der Mensch seinem Gott an Gutsein zu bringen vermochte, war bis zu dem entscheidenden Auftreten Jesu moralische Anstrengung ethische Bemühung, Kraftanspannung auf ein ideales Ziel, das sorgfältige Bestreben, Gebote und Verbote zu befolgen, alle dem entgegenstehenden Neigungen mühsam niederzuhalten und zu ertöten, oder gar der krampfhaften ekstatische Versuch, sich selbst und das Leben als solches zu verneinen und abzutöten. Überall ging es um ein Zusammenraffen aller menschlichen Kräfte, um in mühsamem Aufstieg oder in rasendem Anlauf den Berg zu erklimmen, auf dem es keine Verdunkelung des Lichtes, keine Verunreinigung der Luft mehr geben sollte. Jesus bringt eine bessere Gerechtigkeit, als es alle diese menschlichen Anstrengungen bieten konnten, weil seine Gerechtigkeit in jedem Sinne andersartig ist als alles, was Gesetz und Propheten zu sagen vermochten. Ganz gewiß enthalten Gesetz und Propheten eine Offenbarung des Wesens und des Willens Gottes, deren unbestechliche Klarheit Jesus in keiner Weise auflösen oder verdunkeln will. Wollte sich jemand unterfangen, gegen den deutlich bestimmten Willen Gottes in diesen moralischen Geboten und Verboten verwirrend und zersetzend vorzugehen, so würde er sich damit an dem Heiligtum versündigen, das Gott in das Gewissen der Menschen hineingelegt hat. Verlöre die Menschheit dieses Heiligtum, so hätte sie keine Zuflucht, keine Sicherung mehr, so oft die finsternen Mächte der Lüge und Unwahrheit, des Hasses und der Eier sie von Position zu Position jagen, bis sie schließlich ohne Halt dem Tode verfallen ist. In Wahrheit wird für die Menschen kein Buchstabe dieser ethischen Gebote und moralischen Verbote gestrichen werden, bis das Wesentliche, das hinter diesen Geboten verborgen ist, seine Offenbarung und Darstellung, seine Fleischwerdung und Lebensgestaltung gefunden hat. Diese Gebote und Verbote sind ein gesetzlicher Ausdruck des heiligen Sollens unserer inneren Berufung, des heiligen Müßens unserer inneren Bestimmung, des einzigen Unbedingten, das in der Menschenseele lebt. Wer zu der wachsenden Menge derer gehört, die heute eines nach dem anderen dieser Gebote für nichtig erklären und wegwerfen wollen, wird für das Zukunfts-

reich Gottes schlecht vorbereitet sein. Bevor in Jesus die entscheidende Fleischwerdung des Wortes Wirklichkeit geworden, mußte Gott für das Wesentliche seiner Heiligkeit jenen gleichsam versteinerten Willensausdruck der Forderung und des Verbietens wählen. Fehlte es doch an dem Wesensorgan, in welchem die selbe Heiligkeit in derselben ungebrochenen Klarheit eine lebendigere Gestaltung finden konnte. Die Reinheit des Gotteswillens mußte sich auf den Buchstaben der Gesetzestafeln zurückziehen, weil kein lebendiges Herz da war, in dem sie einen lebendigen und zugleich unverfälschten Ausdruck hätte finden können.

Überall wo heute die schlichte Wahrhaftigkeit und Reinheit des Jesusherzens, die alles verschenkende Liebe seines gierfreien Geistes noch nicht Platz gegriffen hat, muß das Gesetz in Kraft treten, wenn nicht alles zerstört werden soll. Der Staat mit seiner Gewalt, das Gericht mit seinen Gesetzbüchern ist ein notwendiges Sicherheitsventil für den Herenkessel eines chaotischen, unorganischen Menschenhaufens. Wie der Dampf den Kessel sprengen und so in nichts zertrieben würde, so müßten die gegeneinander und auseinander strebenden Elemente alles zersprengen, zersplittern und verderben, wenn der Panzerkessel der Staatsgewalt mit den Sicherheitsventilen seiner Gesetze nicht da wäre. Eine ganz andere Lage ist gegeben, sobald Menschen von der Gottesliebe ergriffen einander entgegenwachsen und Organe einer geheimnisvollen Einheit, eines beseeelten mystischen Körpers werden, der durch einen einheitlichen Geist regiert ein Herz und eine Seele ist. Hier ist die Notwendigkeit der Gewalt und des Zwanges, des Gesetzes und der moralischen Anstrengungen aufgehoben, weil der wesentliche Geist zur Herrschaft gelangt ist, den das Gesetz unvollkommen zum Ausdruck gebracht hat. Die bessere, ganz andere Gerechtigkeit, die Jesus gebracht hat, ist ein Gutsein des Herzens, eine wachstümliche Kraft des Gotteswesens, das von der Seele aus das ganze Menschsein unspannt. Es ist die Gerechtigkeit einer Menschheitszukunft, die nicht mehr mit den gegenseitigen Einschränkungen, Beengungen und Schädigungen unserer jetzigen Gesetzesverhältnisse rechnet.

Diese neue Gerechtigkeit ist als das Gutsein Gottes selbst unüberwindlich. Sie kann weder erweicht noch verändert werden; denn sie ist die Offenbarung der Lebensenergie, die sich überall entfalten will, auf alle Gebiete des Lebens angewendet sein will. Diese Gerechtigkeit ist das Gute an sich, weil Gott das Gute ist. Sein Gutes ist Liebe; Seine Gerechtigkeit ist die Offenbarung aller Kräfte Seiner Liebe. Jeder Versuch, aus gesetzlichen Vorschriften heraus, nach gesetzlichen Grundsätzen oder Überlieferungen ebenso gut zu werden, ist von vornherein zum Mißlingen verurteilt. Denn eine solche Gerechtigkeit könnte niemals quellendes, quillendes Leben sein, sie könnte nichts anderes hervorbringen als eine mühsame Anstrengung, ein Sich-hinein-zwingen in Panzer und Formen, die nicht aus dem wesentlichen Sein gewachsen sind. Die Schriftaelehrten und Pharisäer hatten eine feste Überzeugung, eine sittliche Bestimm-

heit und einen harten Willen; sie waren besser als ihr Ruf, ehrfurchtgebietende, fromme, sittenstrenge Gestalten, Männer, die die Verantwortung für ihr Volk, für Sitte und Religion tief empfunden haben. Aber was ihnen fehlte, war der freie, von Gott her wehende Geist; was sie nicht hatten, war das Geschenk göttlichen Lebens, das wachsen und Frucht bringen muß, weil es da ist. Was ihnen fehlte, war das Erfülltsein mit heiligem Geist; es war Gott selbst. Gott kann nicht nachgeahmt werden. Seine Kraft kann durch nichts ersetzt werden. Sein Wesen kann nicht gemacht werden. Zur Liebe kann man sich nicht zwingen. Die ersten Werke der ersten Liebe können nicht künstlich fabriziert werden. Keine kluge Überlegung, kein sittlicher Vorsatz, keine Anstrengung des Willens kann die Wärme des Herzens hervorbringen, die von Gott ist. An die Stelle der Moral und des Gesetzes tritt das warme Leben der Gottesliebe. Jesus hat die Moral und den Moralismus durch das Bessere überwunden, durch das Gottesleben selbst, das durch Gesetze nur andeutungsweise abgeschattet werden kann. In seinem Lebenskreis ist die wirksame Liebe an Stelle der toten Moral getreten.

Jesus bringt eine ganz andere Gerechtigkeit, er bringt das Gutsein Gottes, weil er den umfassenden Gott selbst bringt, der nichts Vereinzeltes duldet, den lebendigen Gott, der nur das Leben will; den reichen Gott, dessen Sein im Verschanken besteht, den Gott des überströmenden Lichtes und der flutenden Wärme. Nur wer in diesem Gott aufgeht, hat die neue Gerechtigkeit; nur wo dieser Gott selbst lebt und wirkt, tritt diese Gerechtigkeit des warm schlagenden Herzens an die Stelle der steinernen Tafeln des Gesetzes.

Gebot und Leben.

Von Meister Eckhart.

Nun behaupten manche Leute: Habe ich Gott und seine Liebe, so kann ich alles tun, was ich will. Das Wort verstehen sie unrecht. Solange du etwas zu tun vermagst, was wider Gott und seine Gebote ist, hast du seine Liebe nicht; du kannst höchstens die Welt täuschen, als wenn du sie hättest. Wer in Gottes Willen und in seiner Liebe lebt, dem macht es Freude, alles zu tun, was Gott lieb ist, und alles zu lassen, was wider Gott ist, und es ist ihm ebenso unmöglich, etwas zu unterlassen, das Gott getan haben will, als etwas gegen den Willen Gottes zu tun. Ebenso wie einem, dem die Beine gebunden sind, unmöglich wäre zu gehen, ebenso unmöglich wäre dem Menschen, der im Willen Gottes lebt, eine Untugend zu begehen.

Das Urlebendige.

Von Otto Samuel.

In seinem Buche „Jesus und das Dämonische“ (Bergische Bücherstube) kommt Hans Hartmann zu der Behauptung: Jesus ist wesentlich der dämonische Mensch, in Jesus entdeckt sich wahrhaft das Dämonische. Diesem Satz müssen wir auf das heftigste widersprechen, weil er einfach den wahren Sachverhalt fälscht. Nur in einem Zeitalter, in dem die Ausdehnung des Dämonischen unter den Menschen so unbekannt ist, wie in dem unseren, konnte ein solcher Satz aufgestellt werden. Wir werden vielleicht durch Jesus befähigt, das Dämonische in seiner wahren Natur und in seinem ganzen Umfang zu entdecken, aber damit ist nicht das Dämonische zum Auszeichnenden Jesu gemacht. Nun ist ja aber klar, daß Hartmann mit dieser seiner Grundbehauptung etwas genau Bestimmtes meint. Er will unter anderem sagen, in Jesus ist eine Kraft offenbar geworden, so urlebendig, so fern aller Absichtlichkeit, so subjektiv-unberechenbar, so elementar-leidenschaftlich usw. usw., daß wir hier das wahrhaft Dämonische entdeckt haben. Wir glauben Hartmann sehr gut hierin zu verstehen, geben aber dagegen zu bedenken: Diese Behauptung macht eine Voraussetzung, die wir für falsch halten. Bei dieser Betrachtung ist es nämlich schon eine ausgemachte Sache, daß das lasterhafte Dämonische eigentlich gar nicht das richtige und echte Dämonische sei, daß es vielmehr erst in dieser Leidenschaftlichkeit Jesu zutage trete, die zwar auch nicht ganz frei von Minderwertigem sei, aber doch im Vergleich zum Gemeinen die eigentliche Sache gegenüber der Fälschung. Wir wissen nicht, ob sich Hartmann dieser Voraussetzung bewußt ist, auf jeden Fall ist sie da. Sie ist aber falsch. Eine genaue und sorgfältige Untersuchung lehrt, daß die eigentliche Erfüllung des Dämonischen das Lasterhaft-Dämonische ist. Niemand glaube, das sei eine moralische Wertung. Hierüber nachher. Mit diesem eigentlich Dämonischen hat das in Jesus Auftretende allerdings Form gemeinsam: Die Lebendigkeit, Ursprünglichkeit, das Impulsive, das Leidenschaftliche, das Unkonventionelle usw. Wir machen also Hartmann den Vorwurf, daß er den Sprachgebrauch umbiegt. Das bringt Unklarheiten mit sich, die ebenso bequem wie gefährlich sein können.

Wie sollen wir aber das nennen, was so urgewaltig in Jesus auftauchte, um zugleich die offenbare Ähnlichkeit und doch das ganz Eigenartige, Ungemeine in Jesus hervorzuheben? Hier kommen wir nun auf einen Zentralpunkt zu sprechen, der der Terminologie Hartmanns erst diejenige Schärfe und Klarheit gibt, die für eine wahre Erfassung dieser hochwichtigen Erscheinung vonnöten ist. Das Dämonische ist offenbar eine Urkraft des Menschlichen. Es tritt hier nun eine eigenartige Erscheinung auf, die wir bei vielen Kernkräften empirisch feststellen kön-

nen, die aber ganz offensichtlich auf ein tiefer liegendes Gesetz hinweist. Wir meinen die Erscheinung der Polarität. Es ist ja bekannt, daß die Polarität in der Kräfteökonomie der Natur eine überwältigende Rolle spielt. Und zwar eignet sie gerade jenen Energien, die besonders den Charakter der Stürmischeit, der revolutionären Entladung aufweisen und darin ein Merkmal an den Tag legen, das der Dämonie am nächsten kommt. So zum Beispiel die Elektrizität. Es gibt positive und negative Elektrizität. Beides sind positive Kräfte, die sich nicht verhalten wie a zu Null, sondern wie a zu minus a . Dadurch werden solche Entladungen möglich, wie wir sie im Gewitter erleben, und wir können ruhig sagen, das Gewitter hat durch die Polarität einen dämonischen Charakter. Ein anderes Beispiel aus der belebten Natur ist der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen, die Ausgleicherscheinung des sexuellen Raushes, in dem, wenn er dämonisch ist, das Individuum untergeht und das Gattungsmäßige über das Individuelle den Sieg davon trägt. Etwas hat die andere Ausgleicherscheinung des Kampfes der Männchen um ein Weibchen, dämonisches Gepräge. Nun sagen wir: Ebenso gibt es ein polarisches Gesetz im Dämonischen selbst. Wir scheiden also das Dämonische in Dämonisches und Antidämonisches und sagen, daß beides Kräfte derselben Form sind, wie die beiden Arten der Elektrizität, und doch ganz anderen Wesens. Das positive und das negative Dämonische hat gegen das Undämonische gemeinsam das Elementare, das Ursprüngliche, das Kernhafte und ähnliche Charakteristika. Aber das hindert nicht, daß es in sich unterschieden ist wie Tag und Nacht und in einem unerbittlichen Kampfesverhältnis auf Leben und Tod steht. Das Leben des Dämonischen ist ein großes Gewitter, dessen Donnern und Blitzen nicht eher aufhört, als bis der Ausgleich erfolgt ist. Und nun sagen wir, daß das Auszeichnende Jesu gar nicht das ist, daß er zuerst das Dämonische zur Offenbarung brachte, sondern daß er dem Dämonischen, das das Leben aller Menschen durchsetzt und gemein macht, das Leben des Antidämonischen entgegensetzte. Jesus ist die Offenbarung des Antidämonischen. Mit Jesus ist das Weltgewitter in die Erscheinung getreten. Das ist die wahre Bedeutung Jesu. Wir behaupten, daß eine andere Orientierung zu Halbheiten und logischen Unklarheiten führt. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß Hartmanns Buch von diesen Unklarheiten nicht frei ist, weil er die polare Natur des Dämonischen in ihrer Wesensbedeutung nicht erkannte.

Nun wird folgendes klar: Wir führten drei Quellen der Dämonie an: Die Natur, den Menschen und andere Wesen. Eine vierte Quelle war noch denkbar, die wir fortließen: Gott. Hier höre ich nun einen Einwand Hartmanns, der lautet: Diese ganze Unterscheidung fällt zurück ins Ontologische. Ich, Hartmann, lasse nur die metaphysische Wertung gelten. Diese erkennt nur den Menschen und die Natur als Quelle des Dämonischen an. Mit diesem sehr wichtigen Einwand werden wir uns später

auseinandersetzen. Hier sei nur gesagt: Wir ließen Gott fort, weil wir nun erst an dieser Stelle zu der Erkenntnis fortschreiten wollen, daß Gott die eigentliche Quelle des Antidämonischen mit derselben Energieform, wie das Dämonische ist. Wir setzen also terminologisch fest: Mit Gottes Geist im Paulinischen Sinne erfüllt werden, heißt, mit dem Antidämonischen erfüllt werden. Die Beziehung zu den verborgenen Kernkräften unseres Wesens gestaltet sich dabei folgendermaßen: Hat sich in uns das Dämonische schon ausgebildet, so werden gerade diese Kräfte von der Kraft Gottes ergriffen und total umgewandelt. Das ist die Erneuerung der Wiedergeburt, die in so vielen Menschen empirisch geworden ist. Hier zeigt sich, daß gerade die Menschen mit starken dämonischen Kräften, in einem großen Sündenleben befangen, nachher ein ebenso starkes antidämonisches Leben mit der unmittelbaren Lebendigkeit des Geistes leben und Siegernaturen werden. Siehe Augustinus und Franziskus. Die Hurer und Ehebrecher stehen dem Reich Gottes näher als die Selbstgerechten. Das ist nun erklärlich, es ist ein fast selbstverständliches Reichsgottesgesetz. Man denke an das Gleichnis der Elektrizität. Ein Draht, der positiven Strom aufnimmt, nimmt ebenso leicht negativen Strom auf, denn er ist ein „Leiter“. Aber noch ein zweiter Fall ist möglich. Die dämonische Veranlagung, die Kernhaftigkeit der Kräfte kann noch ungeweckt und verborgen in einem Menschen schlummern. Ein solcher Mensch ist entweder „unschuldig“ oder ein Ethiker. Jetzt kommt das Göttlich-Antidämonische und erfüllt ihn. Dann war jenes Ungeweckte gewissermaßen eine neutrale Verwandtschaftsgrundlage, vergleichbar mit den verborgenen Kräften der Natur, die, in der Erstarrung des Todes liegen, manchmal blitzartig zu einem dämonischen Leben erwachen, oder sich mit anderem dämonischen Leben verbinden. Wie eine somnambule Seele den dämonischen Dämmerzustand eines Minerals sich zu eigen machen kann, so kann Gottes Geist das Dämonisch-Ungeweckte in einem Menschen wecken und sich zu eigen machen. So ähnlich mag's mit Jesus zugegangen sein. Dann bleibt der Weg durch die Dämonie des Lasters erspart. Das Urlebendige in Jesus war das Antidämonische, der Geist Gottes, der lebendige Gott selbst. In Jesus war nichts anderes lebendig als Gott.

Auf Seine Wunden, auf den Martermann, wenn man sich Ihn zwischen vier Augen ansieht, kann man keine Viertelstunde seine Augen richten und sein Gemüt setzen, so ist's, als wenn ein Funke in den Zunder führe: Das Herz fängt an zu leben. Nun findet sich meine Seele, nun weiß ich, wo ich zu Hause bin.

(Aus: Zinzendorf. Über Glauben und Leben, Aus Zinzendorfs Worten ausgewählt, zusammengestellt und mit Nachwort und Anmerkungen versehen von Otto Herpel, mit einer Einführung von Gerhard Reichel.)

* Das neue Werden *

„Neues Werk“.

Klar' Aug'! Gerader Weg! Glaubensfrohe Herzen!

Von Georg Flemmig.

Und nun laßt's genug sein des Selbstgerichts! Ich bin herzfrohlich von Marburg heimgefahren, weil ich unsern Weg klar und gerade vor mir sah, mein Vertrauen auf Gottes Führung nun einmal keinen Stoß mehr bekommen kann, Arbeitsgelegenheit in Menge handgreiflich vor uns liegt und in mir allen Problematikern gegenüber leider oder glücklicherweise (wie ihr wollt!) neuerdings immer wieder eine springlebendige Gottesgabe, der Humor, sich meldet. Verzeiht das Geständnis und laßt mich für heut' ein paar Worte sagen, wie sie uns hier in Schlüchtern und Sannerz aus dem Herzen kommen.

Unser Volk befindet sich in einer riesengroßen Not. Wir spüren sie. Sie steht mit uns auf und legt sich mit uns nieder. Diese Not ist vielgestaltig. Das Schlimmste vielleicht ist, daß Ungezählte in unserer Volksgemeinschaft sie nicht sehen und spüren und sie nicht mittragen. Das ist kein Wunder; denn der eigentliche Beherrscher der sogenannten Kulturmenschheit ist die Selbstsucht. „Es ist keine Erkenntnis Gottes, keine Liebe und keine Treue im Lande.“ Das ist im Grunde die Notquelle. Man müßte ein Stück Holz sein, wenn angesichts dieses Elends nicht die Frage in einem aufspränge: „Wie weit bin ich als Christ mitschuldig und mitverantwortlich für das, was unser Volk erlitten hat und was unter dem Druck der Not und beim Fehlen der Gegenkraft aus ihm geworden ist?“ Und gleich hinterher hämmert naturgemäß die andere: „Was kann ich, was muß ich tun, damit es anders, damit es besser wird?“ Der, in dem diese Fragen aufgesprungen sind, der kann nicht schweigend und wartend alles mit ansehen. Der muß handeln nach dem Maße seines Erkennens und seiner Willenskraft, ein jeder an seinem Platze und nach seiner Eigenart. Besonders dann, wenn er den auf den Ruf der Bedrängten wartenden Helfer sieht. Nun dürfen wir wohl sagen, daß uns neues Erkennen geaeben wurde. Darum gilt's, alle die, welche Gleiches erlebt, und im Kriege und seinen Folgen neue Augen und ein gegen früher besseres Erkennen bekommen haben, zu gemeinsamem Handeln zu sammeln.

Laßt mich etwas stammeln von jenem Erkennen! Wir sahen im Flammenschein des Furchtbaren wie früher nie, in welch' entsetzlicher Weise

der Mammon die Völker beherrscht, wie er sich mit dem Mordgeiste verbündete, um sein Wollen durchzusetzen, ja sogar das Erhabenste und Edelste im Menschen, Treue, Vaterlandsliebe, Opferwille, mit raffinier-tem Geschick sich dienstbar machte. Wir redeten seinerzeit alle von einem Wahnsinn, der die Völker ergriffen. Viele haben das schon wieder vergessen. Wir sahen die Geister der Lüge, Unreinheit, Gier, Rohheit, des Hasses und der Gewissenlosigkeit auf und in den Vordergrund springen und sich früher für gesichert gehaltene Heiligtümer erobern, nachdem kurze Zeit im Gefühl menschlicher völliger Ohnmacht ein guter Geist Besitz von den Herzen ergriffen hatte. Wir sahen die Ohnmacht der Moral, die Hohlheit vieler Werte, die furchtbaren Folgen von Standesdünkel, Kastengeist und Gelehrtenhochmut, die Unwahrhaftigkeit der Lebenshaltung, das Talmi gepriesener Einigkeit und Frömmigkeit, die Knechtung der Herzen, während der kaltrechnende Verstand die Menschen am Narrenseil führte . . .

Wir fragten uns: Woher auf einmal diese schrankenlose Übermacht und Betätigungsmöglichkeit der Mächte aus der Tiefe nach fast zweitausend-jähriger Wirksamkeit des Christentums? Werden wir Christen denn durch diesen Krieg nicht zum Spott gebildeter Indier und Chinesen? Ist denn Europa als Gesamtheit wirklich ein Zeugnis für Christus? Wo ist denn die vielgepriesene Kulturgemeinschaft geblieben? Wo ist denn überhaupt noch wahre Gemeinschaft unter den Menschen? Die Abirrung vom Wesen des Welterlösers, des Friedensfürsten Christus, des Umgestalters dieser seitseingefangener Herzen, war uns noch nie so deutlich geworden. Ach, daß man's sagen könnte, was man sah und empfand, als die Menschen fielen unter der Sense des Kriegsschnitters und sich allmählich all' das Entsetzliche schier bis auf die letzten Wurzeln seines Entstehens enthüllte. Schienen und Drähte verbanden die Völker unter sich und untereinander, aber die Herzen waren ferner voneinander als je.

Wir waren nicht ungewarnt in das Elend ohne Maß geraten. Schon die immer wachsenden sozialen Klüfte und Nöte, die sich seit langem gezeigt, hätten uns ein Maßstab unserer Entfernung von Gott sein können und müssen. Wer hat die warnende Stimme vernommen, die sich darin kundtat, daß die Armen und Unterdrückten, welche immer für die Frohbotschaft empfänglich waren im Gegensatz zu den anderen, sich allmählich Christus völlig verschlossen? Der Gesichtskreis der wirklichen Christen war zu klein, und die Menschen im großen Gesichtskreis waren selbst ohne Christus, ohne Gott . . . Die Christenheit selbst zerspalten, ohne wahre Gemeinschaft, ohne das Leben, dessen Organe instinktiv melden, wo und wie sehr es fehlt. Weit vor dem Leben stand die Lehre. Während die Liebe schier starb, umbegete man Doamen . . . So ariet der Mensch in den Mittelpunkt des „Interesses“, sein Können wurde gefeiert. Gott wurde immer kleiner und nebensächlicher gesehen. Der Riesenunsinn der Massengemeinden hinderte schon jede ausreichende Verkündigung des

Christus, von einem Mehr gar nicht zu reden. (Wir wissen von der Glaubens- und Liebeskraft der Innern Mission, aber — es war zu wenig.) Auch der Glaube will gepflegt sein. Arbeit und Genuß waren Tagesziele der Menschen, die Heße bei und zu beiden Mittel. Das Schlichte, Einfache, Natürliche wich dem Verzerren, Verstiegenen... Gottes herrliche Natur war breiten Schichten fremd geworden... Ersatz dafür gibt's nicht. Die Politik war materialistisch eingestellt; statt des Zusammenwirkens gleichberechtigter Kräfte wurde der Machtwille betont. Kirche und Staat waren verbunden; erstere als Kunderin des ungefälschten Gotteswillens durch letzteren gehemmt, geschwächt, vielfach ihrer Aufgabe, das Gewissen des Staates zu sein, entfremdet... Wir sahen das Fehlen wahrer Liebe, der Gemeinschaft des Geistes, der Reinheit des Willens: Gottferne! Der Diesseitsmensch hatte die Herrschaft, nicht Gott.

Und über und mitten in der Not zeigte sich in neuer Klarheit und Unverfälschtheit der Helfer! Da stand Er vor uns, der immer Lebendige, dessen Joch sanft und doch das leichteste ist für Menschenschultern, der Christus, der uns ans Herz Gottes führt, daß wir die Einzelnot und die der Gesamtheit spüren. Und es ist uns, als rief Er uns auf unsere bange Frage: „Herr, was sollen wir tun?“ zu: „Ohne mich könnt ihr nichts tun! Laßt euch selbst reinigen und dann sagt, was ihr seht! Tut, was ihr könnt! Verkündet das vergessene Reich Gottes, nach dem ja doch alles schreit und lebt nach Gottes Willen!“

Das Reich Gottes! Ja, in der scheinbar größten Entfernung vor ihm erwachte mit Urgewalt die Sehnsucht nach ihm, nach seiner Verwirklichung. Das war ja sein Lebensziel für uns! Neues Leben! Wir sind's ja nicht allein, die sich retten lassen sollen; die ganze Erde ist ja Sein! Es kann ja nicht Friede werden, bis Seine Liebe gesiegt hat und die Herrschaft Gottes unter den Menschen ausgerichtet ist! Daß endlich Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! Es ist ja Sein Ziel mit der Menschheit und dieser Erde! Und es wird sein, wenn und wo Gerechtigkeit, Friede und Freude im Gottesgeist die Menschen labt. Und gebaut wird es aus Menschen mit „leidenschaftlicher“ Liebe zu Gott, die schöpferisch ist in ihrer Umwelt. Ja und was können wir tun? Das, was unser Gewissen uns sagt; denn es ist auch heute noch nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu tun. Irren wir, so irren wir dann mit unserem Gewissen. Wir möchten in unserer Umwelt die sammeln, die gleich uns beim Ausbruch des furchtbaren Geschehens sich wie geweckt vorkamen, die wie vor einer Mauer standen, weil ihnen als Christen der Weg versperrt war und nun nicht in der alten Weise weitergehen, aber auch von Gott und seinem Christus nicht lassen können. Und dann wollen wir sagen von unserem Erkennen, Erleben und Wissen vom Helfer, sagen auch, daß nur der recht sieht, der von Gott aus in sich und seine Umwelt hineinschaut.

Ob wir das können? Zitternd und doch froh sprechen wir: „Wir haben

Sein Wort und Christi Verheißung, daß er bei uns sein wolle bis an der Welt Ende“. Unser Wissen ist ein Ahnen, unser Reden von ihm ein Stammeln der Kinder, aber unter den Augen des Vaters, und unser täglich Gebet ist: „Herr, schenk' uns, was wir brauchen und nimm von uns, was du willst!“ Und dann wollen wir gehen auf den Wegen, die Gott uns zeigt und in Gemeinschaft zu Leben suchen nach Seinem Willen. Ja, das ist's: Wir wollen für uns Ernst machen mit dem Leben in Seiner Liebe und Kraft, der Heimat zuwandern in neuem Hoffen, festem Vertrauen und tun — was wir halt können, andere in Seinen Lichtkreis hineinzuziehen. Wir fühlen unsere Verbindung mit der Gemeinde Jesu tiefer als je und finden dadurch neue Aufgaben und von vielem dadurch auch ein anderes Bild. Vor allem auch dies, „daß vor ihm nichts gilt als sein eigenes Bild“.

So schätzen wir z. B. den Staat als Hüter für Ordnung und Recht hoch ein; aber die Gemeinde Jesu soll höher führen: zur Seelengemeinschaft und dienenden Liebe.

Statt des Selbsterhaltungskampfes der sittlich sein wollenden Gesellschaft halten wir die jesusmäßige Wertung jeder Seele, sein Vertrauen zu ihr und das Menschwerden als höchstes Ziel des Christen würdig.

Unserer Kirche erbitten wir neues Leben. Wir achten sie als die große Werbeanstalt für Christus und kennen den Wert ihrer volkspädagogischen Aufgabe. Geb's Gott, daß sie sich durch Laubeit höchsten Fragen gegenüber nicht noch mehr entbehrlich mache. Das Wesen der Gemeinde fordert Lebensgemeinschaft, nicht nur Versammlungsgemeinschaft.

Wollte Gott, daß auch die Theologie mehr „Christus treibe“ und der Gemeinde mehr nütze! Bezüglich der Laien stehen wir unter Umständen auf der Seite des Amos, als er dem Amazia gegenüberstand.

Wir fühlen uns der Schicksalsgemeinschaft unseres deutschen Volkes in herzlichster Liebe verbunden, arbeiten aber mit aller Kraft auch für einen Weltbund entschiedener Christen.

Wir stehen nach Christi Willen und Vorbild immer auf der Seite der Unterdrückten und Entrechteten, wo sie sich auch finden, und wissen, daß dem Besitz gegenüber nach Gottes Willen nicht der begehrlische, sondern der Liebeswille herrschen soll. Das Evangelium ist die Hauptwaffe gegen alles Unrecht, und wir sind Sozialisten, weil wir danach ringen, vom Egoismus frei zu werden.

Im politischen Leben ersehnen wir das Heraufkommen einer sachlichen Politik. Den politischen Parteien gegenüber verweisen wir auf den Gewissensweg. Der führt den Christen dahin, wo er im Ziel und Wirken die meiste „Verwandtschaft“ mit dem Christusgeist zu sehen glaubt. Wir dürfen nie vergessen, daß Christus sich der Seele und des Leibes der Menschen annahm. Der beste Baum verkommt in schlechtem Boden.

Und nun noch ein paar Worte vom „Praktischen“:

Als das z u n ä c h s t Notwendige für unsere „Neuwerks-Arbeit“ brauchen wir unser Blatt und unseren Buchverlag, die beide werbend und kämpfend die „Gedanken“ unserer Arbeitsgemeinschaft hinausgeben. Beiden wünsche ich allgemein verständliche Mitarbeiter, die Gott vor Überspanntheiten und dem grassierenden Fimmel bewahren möge, die mit beiden Füßen auf Gottes Erdboden, d. h. in der Wirklichkeit, stehen, die Schäden der Zeit von Christus aus sehen und Wege zeigen zur Heilung, für ein „kompromißfreies Christentum“ in heiligem Ernst eintreten. Sodann brauchen wir eine oder zwei Siedelungen abseits vom lauten Hektreiben der Stadt, die sich durch einen landwirtschaftlichen Betrieb, in Verbindung mit anderem, was des Lebens Nahrung und Notdurft schafft, selbst halten. Diese Siedelungen sollen nicht Selbstzweck sein, sondern die Möglichkeit bieten, christliche Lebensgemeinschaft zu haben und für Suchende sozusagen darzustellen, also Pflanz- und Pflegestätten eines Seins, das aus dem Glauben heraus schlicht und ungemacht in Liebe und herzlicher Gemeinschaft gelebt wird. Wir glauben an den Bestand dieser christlichen Siedelungsgemeinschaften, weil wir dem Christusgeist die Kraft zutrauen, bei aller Gemeinschaft auch die nötige „Distanz“, die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des andern, zu erzeugen und das Wollen der Menschen vor Verstiegheiten zu bewahren. Diese Heimstätten des „Neuen Werkes“ könnten zugleich die Herbergen und Sammelplätze der „jungchristlichen“ Jugend sein, die sich zu sammeln beginnt. Aus dieser Jugend aber muß sich in aller Stille eine geschlossene, zielbewußte Schar bilden, die sich schult und stärkt für die geistigen Kämpfe zwischen Christus und seinen Gegnern, die die Zukunft bringen wird. Dort müßten eben auch alle aus der Gemeinschaft, die draußen müde geworden, immer wieder Erquickung finden können. In den Städten und Dörfern aber ersehnen wir die Sammlung aller Gesinnungsgenossen zu Gemeinschaften der Lat. Alle bleiben in ihren Berufen. Sie holen sich aber gemeinsam Licht und Kraft aus Gottes Wort und sind untereinander verbunden zu vereinter Arbeit, zu gegenseitigem Sich Helfen, Stützen und Tragen wie das einmal war, als das Wort erklang: „Sie waren ein Herz und eine Seele.“ Warum sollte das heute nicht möglich sein? Fort vor allem mit der Fremdheit der Christen untereinander!

Doch damit genug für heute. Es sei alles Gott befohlen! Er führe uns in der Wirrnis unserer Zeit und schenke uns Kraft und Licht für den den Tag. Er lehre uns immer mehr, zu leben und zu handeln aus dem Herzen heraus, das sich Ihm ausgeliefert. Jesus soll unser Führer sein zu einem Leben und zur Lat in Seinem Geiste, frei von allen anderen Bindungen. Vielleicht, daß wir bald noch mehr tun dürfen als — sagen und sammeln!

Das Gebot der Stunde.

Von Alexander Münch.

„Mehr Pietismus“ hat Rudolf Nisich seinen Aufsatz im 14. Heft des „Neuen Werkes“ überschrieben, dessen Inhalt schöner und besser ist als sein Titel. Das Wort Pietismus hat nun einmal keinen eindeutigen Sinn, und es ist nie gut, wenn der Verfasser erst seinen Lesern erklären muß, was für ein Ding er eigentlich im Auge hat. Aber in der Sache selbst kann man Rudolf Nisich nur aus ganzem Herzen zustimmen und ihm aufrichtig Dank dafür wissen, daß er uns so kraftvoll und sicher auf das geführt hat, was für alle Zeiten und Menschen, ganz besonders aber auch für uns heute, die eigentliche Lebensfrage bildet. „Die Stärke des persönlichen religiösen Lebens und die Innigkeit der religiösen Gemeinschaft“, das ist es, worauf es ankommt und wovon wir allein das Heil erwarten dürfen. Wir brauchen Menschen, die unerschütterlich fest gewurzelt sind in dem Bewußtsein ihrer Gotteskindschaft, in der Erkenntnis, daß sie und wir alle auf der Pilgerfahrt sind zum ewigen Vater und daß „diese arme Erde nicht unsere Heimat ist“. Und wir brauchen Gemeinschaften, in denen solche Menschen sich zusammenfinden, um sich gegenseitig zu stärken und einander zu helfen, und von denen dann Ströme ausgehen können voll segnender Kraft auch für die anderen.

Daß es uns an beiden fehlt, das ist eine Hauptursache unseres Elends. Und nicht erst seit heute! Man darf wohl sagen, um nur bei der Christenheit zu bleiben, seitdem die Urgemeinde ihre Kraft verlor, noch richtiger aber vielleicht: seitdem es Menschen gibt. Denn worin besteht im Grunde genommen die Tragik des Menschengeschlechtes überhaupt, wenn nicht darin, daß es den Zusammenhang mit dem Ewigen, mit dem lebendigen Gott verloren hat? Alles Leid, das es in der Welt gibt, ist letzten Endes auf diesen Verlust zurückzuführen, alle Sehnsucht, die in den Menschen lebt, ist zuletzt, auch bei dem blindesten Gottesleugner, auf die Wiedergewinnung dieses Zusammenhangs, die Herstellung der Harmonie mit dem Unendlichen gerichtet. Alle Überwindung des Leides besteht in der Rückkehr zu Gott. Und hätten wir alle diesen Zusammenhang, wären wir alle in diesem Bewußtsein unserer Gotteskindschaft verankert, so hätten wir eben den Himmel auf Erden, so wäre schon das Reich Gottes zu uns gekommen.

Noch aber leben wir in der Wüste statt im Paradiese, fern, ach so fern von Gott! Wenn man viel Gelegenheit hat, in das Leben und Treiben fremder Menschen hineinzuschauen, sie in ihrem Denken und Tun, Sinnen und Trachten zu belauschen und vor allem auch die Beweggründe ihres Handelns kennen zu lernen, da wird man bisweilen von einem namenlosen Grauen und Entsetzen befallen. Wie unbeschreiblich viel Kälte, Herzensroheit und Grausamkeit, wie wenig Wärme, Teilnahme und

Liebe lebt in dieser Menschheit! Wie an Orten, an welche kein Sonnenstrahl hindringt, keine Blumen blühen und keine Farben leuchten können, so kann auch, wo kein Strahl der Liebe hinfällt, nichts Gesundes, nichts Gutes, nichts Beglückendes gedeihen! Da herrschen nur Sucht und Lieblosigkeit, kurz die Nacht kennt, die in zahllosen Seelen seiner Mitmenschen lebt, der wundert sich nicht mehr, daß es Krankheiten, Kriege und all das Elend gibt, das diese schöne Gotteswelt zu einem Jammertale macht, ja er wird sogar mit erschreckender Deutlichkeit gewahr, daß alle Bemühungen gegen Krieg, Krankheit, Not und Elend aller Art anzukämpfen, ein fast nutzloses Beginnen sind. Aber zugleich empfindet er mit einer geradezu verzehrenden Qual, daß die Wiederanknüpfung der zerrissenen Bande zwischen Gott und den Menschen das einzig Notwendige ist. Wie er an diesem Werke arbeiten will, bleibt ihm überlassen. Der eine mag von der Kanzel herab oder auf offenem Markte, wie es ihn treibt, den Menschen verkünden: „Es lebt ein Gott! Ihr seid seine armen, verirrtten, abgefallenen Kinder! Kehret um, tut Buße, suchet den Stern, der euch zur Heimat leuchtet. Ihr wandert blind und mühselig durch den Sand der schier endlosen Wüste! Aber es ist an euch, den Ausweg zu finden und sehend zu werden. Glaubt an Gott, vertraut auf ihn in eurer Not, und es wird euch geholfen werden!“ Ein anderer mag, mit stummem Munde, Werke der Barmherzigkeit tun, die Kranken pflegen, die Gefangenen besuchen, die Hungerigen speisen, mit den Beladenen wandern und Mitträger sein von ihrer Last. Ein dritter mag endlich einfach und treu an seinem Posten ausharren, auf den er gestellt ist, und in schlichter Pflichterfüllung stille, unsichtbare Kräfte aussenden, um alle, die mit ihm in Berührung kommen, zu stärken und empfänglich zu machen für die göttliche Liebe. Denn ach wie viele gibt es, die so verhärtet sind, daß sie für jeden Beweis eines göttlichen Wirkens unempänglich geworden sind! Jeder wähle den Weg, der ihm der für ihn richtige scheint, aber jeder muß in seiner Weise zeugen von dem lebendigen Gott! Und jeder muß auf seine Weise den Menschen die eine Erkenntnis vermitteln: Wir sind fern von Gott, und darin besteht unser Elend! Nur die Rückkehr zu ihm kann uns erlösen!

„Mehr Pietismus!“ sagt Rudolf Nitzsch. Wir wollen lieber sagen — und meinen damit dasselbe — : Mehr Sonne, mehr Liebe, mehr Güte, mehr Gotteskraft! Herausgeboren aus dem Verankertsein in dem beseligenden Bewußtsein, daß wir Gottes Kinder sind, und immer von neuem gestärkt aus der innigen Berührung mit Menschen, die von dem gleichen Bewußtsein getragen und von dem gleichen Streben erfüllt sind! Laßt ab von allem anderen Revolutionieren, Reformieren, Politisieren und sonstigem äußeren Tun! Es hilft ja nichts! Aber konzentriert eure ganze Kraft auf dieses Eine, was Not tut! Das ist das Gebot der Stunde!

Von der Heiligung und Entweihung des Mahles.

Von Hanna A. E.

Tief stecken wir in der Materie. O, die Materie ist gierig, lockend, entsetzlich grausam. Wer ihr versällt, den zehrt sie auf — langsam wie Gifte wirken, so frißt sie am Menschen, der sich nicht rechtzeitig ihrer erwehrt.

Unser Volk kann nie gesund, wenn es nicht imstande ist, sich von der Materie loszureißen, sie innerlich zu überwinden, zu durchheiligen. Ein äußeres Loslösen von der Materie gibt es nicht. Die bedingt ganz einfach das Leben. Aber wie weit jemand innerlich davon frei, ganz unabhängig ist, darauf kommt es an.

Nun ist Essen: In-sich-aufnehmen der Materie. Wir sollten lernen, jedesmal zu sagen, daß wir Mahlzeiten feierten, Materie in uns verklärten. Die Frage um die Volksernährung war eine große Frage des Krieges und ist es wohl heute noch. Und diese Frage brachte mancherlei Schwierigkeiten. Als eben die Lebensmittel nicht mehr ausreichten, bestand auch der „geistige“ Mensch in diesem Falle die Probe nicht mehr und wurde unzufrieden. Das Gesinnungsniveau unseres ganzen Volkes wurde herabgedrückt und in ein klägliches, erbärmliches Licht gestellt. Der Leib forderte seine Ansprüche. Und das mit Recht. Denn der Körper braucht zu seinem Aufbau notwendige Nährstoffe. Und erst wenn er die hat, kann er Geisteskraft produzieren und in der Liebe dienen. Der Geist darf nicht vom Leibe abhängig sein. Es ist aber so grausam geworden, daß in unserem Volk der Leib die Herrschaft gewann und das feinere, dem Geist näher stehende Organ unserer irdischen Dreieit (Geist, Seele, Leib), preisgab: — die Seele.

Es ist unter uns viel gesündigt worden. Unsere Mahlzeiten sind entweiht. Es ist vielfach abscheulich geschlemmt worden, weil ja angeblich im Überfluß da war. (Und man sah die Not anderer.) Und das ist ebenso niedrig und gemein wie dann, wenn eben nun offensichtlich kein Überfluß mehr ist, sondern Mangel — zu schimpfen und zu verachten. Beide Male ist's eine Entweihung der Speise, die Gott uns gibt. Wenn Gott viel gibt, müssen wir's mit ebenso heiligen reinen Händen empfangen als wenn er wenig gibt und müssen in beidem ihm danken, daß er's gibt. Ach, es sollte doch nie beim Nehmen der Geber vergessen werden. Wie oft aber ist und wird das getan. Wenn wir ja noch beten: „Unser täglich Brot gib uns heute“ — wenn Gott dann gab, wurde es nicht als von ihm erkannt und war da kein Dank.

Jesus nahm das Brot und dankte. Damit war das Mahl geheiligt. Danken wir denn noch ehe wir unser Brot essen? O wenn wir's täten! Uns würde die einfachste Speise zum heiligen Mahle. Wenn wir Gott

bitten, daß er die Speise segne, dann ist sie geweiht, dann erst dient sie wahrhaft unserem leiblichen und geistigen Aufbau. Warum bitten wir nicht mehr? Wird Jesus noch zu Gast gebeten? Einzelne mögen es tun. O, Jesus möchte gern in unserer Mitte sein. Spürt ihr nicht, wie Jesus anklopft? Tut ihm die Türen weit auf. Er will auch zu Tische geladen sein. Es braucht sich keiner seines einfachen Gerichtes zu schämen — wo Jesus ist, wird das Geringste zum Königsmahle. Wenn Jesus zu Gast gebeten wird, dann soll der Tisch schön sauber sein, mit Liebe, wenn noch so schlicht gedeckt. Ein kleines grünes Reislein kann schon so schön schmücken. Und nun wird die Speise aufgetragen. Sie ist ganz einfach, aber mit so viel Liebe bereitet, von Gott gesegnet und dafür gedankt, und wird mit so viel Fröhlichkeit und Andacht verzehrt. Dann lösen sich aus ihr die feinsten, geheimen, wunderbarsten Kräfte, die nicht allein dem Leib dienen, sondern damit auch Geist und Seele. Dann ist die Speise vergeistigt, durchseelt. Ist Speise mit Liebe bereitet, wird sie auch liebevoll verzehrt.

Unendlich viel wird Speise so ohne Liebe bereitet und noch liebloser verzehrt. Wenn immer wir mit häßlichen Gedanken oder gierig essen, dienen wir mit nichts unserem Körper, ja schaden wir ihm nur, schaden wir auch Geist und Seele. Niedrige Gedanken ersticken die feinen, verborgenen, aufbauenden Kräfte und wecken niedrige zersetzende. Geist und Seele werden einfach getötet, und ein elender Rest Körper, in dem alle schlechten Elemente frei sind, bleibt übrig.

Und wenn wir heute unser Volk sehen — die Entweihung des Mahles ist mit und ein Teil schuld an all dem Elend und der inneren Verrohung.

Es tut not, daß wir auch das lernen: jedes Mahl zur heiligen Handlung erhöhen — zum Gebet machen.

Tischgebete:

Allen Hunger, den wir haben,
Stillen wir mit Gottes Gaben.
Alles Dürsten, das wir stillen,
Stillen wir mit Gottes Willen.
Alle Sehnsucht ist erfüllt,
Wem Gott selbst als Nahrung quillt.

Vater, o wie du uns liebst,
Daß du alle Tage
Unser Brot uns gibst.
Wenn du so uns speisst,
Wecke auch in uns
Guten frommen Geist.

Aus Geschichte und Zeit

Stimme der Zeit.

Von Otto Salomon.

Mit den zwei leiblichen Augen zu schauen haben viele von uns verlernt. Entweder sie vergessen unsere Erde, stellen sich auf einen hohen Berg und richten ihr Fernrohr in den unendlichen Himmelsraum hinein, begierig immer tiefer in die kosmischen Geheimnisse einzudringen, oder sie betrachten die Welt im Mikroskop, in der feinsten Verkleinerung, ganz hingegeben den winzigen Geschehnissen des Augenblickes.

Beides, die Utopie und die Skepsis, treten in unseren Tagesblättern in Erscheinung, denn diese Blätter rechnen ja mit der Macht des menschlichen Willens, mit Technik und Organisation, als den Mitteln, unseres Erdballs und seiner zweibeinigen Tiere endlich Herr zu werden.

Glück und Unzufriedenheit, Daseinsfreude und Weitschmerz, Hoffnung und Verzweiflung werden dann am Markt des Tages verhandelt, und immer wird ein Teil der Menschheit schwelgen auf Kosten der leidenden Brüder, denn die Wage der Gerechtigkeit wird ja von Menschenhänden gehalten. Alle „Kultur“ ist dann ein ewiger Kreislauf des Stoffes.

Der Mensch gibt der Kugel einen Stoß, sie rollt, und er freut sich über seine Beherrschung der Materie. Aber siehe, er weiß das Zauberwort nicht mehr, sie zum Stillstand zu bringen, und nun beherrscht sie ihn, und ihre Eigengesetzlichkeit triumphiert.

So entstehen „Probleme“! Der Mensch hat seine Sicherheit verloren, ist aus der Hut Gottes, aus der Kindschaft herausgetreten. Er sieht die Dinge an, als ihm selbständig gegenüberstehend.

Es ist nicht mehr ein Geist, sondern Stoff und Geist, beides beherrscht vom Verstand, der glaubt, alles ergründen zu können. Wie sollte nun nicht alles fraglich (problematisch) sein! Gott fragt ja nicht, der Mensch fragt, und er fragt nicht seinen „Vater im Himmel“, sondern er fragt sich selbst; wer will ihm da Antwort geben?

Wenn nun trotzdem eine große Tageszeitung, wiewgleich zögernd, sich öffnet für Stimmen aus einer anderen Welt, so dürfen wir ja da einen Augenblick innehalten:

Wilhelm Schäfer, ein Dichter, der den feinen Pestalozzi-Roman: „Lebenstag eines Menschenfreundes“ geschrieben, kommt im ersten Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 23. Oktober zu Wort. Er war Gast der „Freunde der Christlichen Welt“ auf der Wartburg.

Die redaktionelle Vorrede zu diesem Aufsatz ist ein Kapitel für sich.

Ich zitiere: „Wir müssen doch sagen, daß seine zornige Rede das Ziel überrennt, daß seine Verurteilungen evangelischen Christentums in Bausch und Bogen uns ungerecht erscheinen, auch glauben wir, daß die Theologen etliche seiner sachlichen Bemerkungen anfechten können. Trotzdem öffnen wir ihm unser Blatt...“. Und dann heißt es: „Die Sehnsucht nach religiöser Erneuerung ist in allen Schichten unseres Volkes so stark, daß jedes ernsthaften Suchers Gedanken willkommen sein müssen“. Das hat also die Frankfurter Zeitung schon gespürt, obwohl ihr Organ lieber Börse schmeckt als Gral.

Nun zu Wilhelm Schäfer und seiner „zornigen“ Rede selbst:

„Die liberalen Theologen auf dem Lehrstuhl und auf der Kanzel sind mir immer wie Leute erschienen, die mit einem Bein auf der Erde und mit dem anderen auf dem Wasser gehen wollen.“ An anderer Stelle: „Wie erschienen mir diese Schriftgelehrten von dem Urbild der Lehre Jesu entfernt, die einmal lächelnd vor Liebe und Weisheit über die Märkte und Straßen des jüdischen Landes gingen. Und ich konnte nicht anders, ich mußte daran denken, daß es auch damals die Schriftgelehrten waren, die Jesus ans Kreuz brachten und mit grausamer Eindringlichkeit überfiel mich die zweitausendjährige Tätigkeit der Theologen, die über den einfachen Goldgrund der Lehre das unübersehbare Schlingwerk ihrer Dogmatik legte, bis sie im Namen der Liebe aus Rechthaberei die Scheiterhaufen der Christenverfolgung errichteten. Wo ist das Evangelium überhaupt in der christlichen Welt. Wo steht es geschrieben — in der Schrift — in dem Gewissen der Christen, daß Blut und Brand Gerechtigkeit machen! Haben die Engel nicht Frieden gesungen? Die auf der Wartburg tagten, vertreten den Anhang der liberalen Theologie, die eine dem Stande der heutigen Wissenschaft angepaßte — so sagt man wohl — Heilslehre bringen will. Aber kann diese Heilslehre je die Botschaft Jesu und ihre reine Anwendung sein? Ein Freund der christlichen Welt oder ein Christ zu sein ist eben zweierlei! Als die frohe Botschaft der Mühseligen und Armen ist das Christentum in die Welt gegangen; seitdem sind die religiösen Erhebungen mit sozialen Forderungen verbündet gewesen. Nun heute die soziale Frage grundsätzlich und unabwendbar vor der Entscheidung steht, bleibt der Kirche anscheinend keine Wahl, wenn sie nicht, die als Religion der Armen begann, als Religion der Reichen untergehen soll. Sie muß kalt und warm sein, denn so sie lau bleiben wollte, würde sie nach dem Bibelwort ausgespien werden“. — — —

Bedarf es hier noch eines Kommentars? Lodert das nicht wie eines der Sonnwendfeuer, die wir im Beariff sind, auf allen Bergen anzuzünden. Aber nicht das Bekenntnis allein erfreut. Hier spricht eine Entschlossenheit, die sich mit Reden nicht begnügen wird. Heil deutscher Dichter!

Weltlicher und religiöser Pazifismus.

Von Carl Mennicke.

Wenn das öffentliche Bewußtsein von Pazifismus redet, so denkt es in der Regel nur an das, was ich „weltlichen Pazifismus“ nennen möchte. Er ist eine dem Umfang nach kleine, aber rege geistige Bewegung, die sich eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege wirklich bemerkbar gemacht hat. Für Deutschland wurde er — und wird auch heute noch wesentlich — durch die „Deutsche Friedensgesellschaft“ vertreten.

Ganz einheitlich ist das Ideengut, von dem dieser weltliche Pazifismus lebt, nicht. Er hat einen nicht unerheblichen realpolitischen Einschlag. Die Erwägung ist etwa die: Der Krieg ist ein schlechtes Geschäft; die internationalen Beziehungen — namentlich auch die geschäftlichen — werden immer reger. Die politische Klugheit gebietet daher, das Verhältnis der Staaten zueinander so zu regeln, daß Störungen möglichst wenig oder überhaupt nicht mehr vorkommen können.

Eine andere Gedankenreihe ist die rechtsgeschichtliche. Man sieht geschichtlich den Rahmen des Rechtes sich immer weiter spannen. Und fragt sich, warum diese Spannweite begrenzt sein sollte. Es liegt im Sinn der Rechtsgeschichte, daß die Entwicklung vom Faustrecht des Mittelalters zum Landrecht und darüber hinaus zu festen reichsrechtlichen Verhältnissen bis zu dauernden völkerrechtlichen Verbindungen fortgeht. Diese Gedankenreihe wird dann gerade neuerdings durch wirtschaftspolitische Erwägungen bestärkt.

Endlich spielen eine große Rolle, naturrechtlich-rationalistische Ideen, die sich mit den realpolitischen bloß deshalb nicht hoffnungslos stoßen, weil sie von vornherein stark eudämonistisch bestimmt sind. Hier ist die Rede von der Gerechtigkeit, die unter allen Umständen oberster Grundsatz wie für die Regelung der Verhältnisse im kleinen, so auch im großen sein müsse. Hier ist die Rede vom Fortschritt der Menschheit, durch den frühere Stufen der Barbarei (so der Barbarei des Krieges) überwunden würden. Hier ist die Rede von Menschentum und Menschheit, in denen die nationalen Schranken nicht trennend sein dürften. Hier ist endlich die Rede von der ursprünglichen Güte des Menschen, die nur durch falsche Behandlung verdeckt würde. Fasse man Zutrauen zu ihr und regiere man die Menschen dementsprechend, so müsse alles zurecht kommen.

Diese aufklärerischen Ideen erfahren gewiß hier und da eine persönlich erfreuliche Vertretung. Aber leider erscheinen sie doch vielfach in ihrer flachsten Form. Auf dem letzten Pazifisten-Kongreß in Berlin im Frühsommer 1919 hielt z. B. Professor Nicolai in einer großen öffentlichen Versammlung einen Vortrag über „Naturwissenschaft und Pazifismus“. Der Vortrag fand den allerlebhaftesten Beifall der ganzen großen Versammlung. Dabei war er in seinen Grundlinien von einem

so flachen Rationalismus bestimmt, wie ihn heute eigentlich kein gebildeter, geschweige denn philosophisch gebildeter Mensch sollte vertreten können. Dieser Kongreß war überhaupt ein lehrreicher Kommentar zum Wesen des weltlichen Pazifismus. Auch der Gutwilligste konnte nichts empfinden von Einigkeit im Geist. Herrschend war vielmehr der Eindruck einer sich bis in die kleinsten Kleinigkeiten unaufhörlich streitenden Gesellschaft von Menschen. So daß man manchesmal versucht war, auszusprechen: Daß diese Menschen mit dem Anspruch auftreten, die Welt zu pazifizieren, ist einfach lächerlich. Sie begegneten sich untereinander mit einem solchen Pharisäismus, mit einem solch eigensinnigen Machtwillen für ihre besondere Vorstellung, mit einem solchen Mangel an Achtung vor der Überzeugung und dem Werk des anderen, daß sich einem hier, auch wenn man von anderen Erlebnissen noch nie darauf gekommen wäre, die Einsicht hätte aufdrängen müssen: Auch wenn die Ideen, die vertreten wurden, noch viel erhabener wären, durch solche Menschen könnten sie nichts ausrichten.

Deshalb halte ich es für eine Lebensfrage der Friedensbewegung, daß diesem weltlichen ein religiöser Pazifismus an die Seite tritt. Oder daß überhaupt die ganze pazifistische Bewegung religiös durchdrungen und vertieft wird. Denn einmal werden natürlich durch solche Eindrücke fromme Menschen, die nicht mit durchdringendem Verständnis die Voraussetzungen der modernen Kultur beherrschen, und von da aus solchen Erscheinungen gegenüber ganz geduldig sind, immer wieder ganz und gar abgestoßen werden. Dann aber muß eine so verlaufende Bewegung auch auf das breitere öffentliche Bewußtsein verhängnisvoll wirken. Sie kann keine Erziehung, sondern nur eine Verwirrung bedeuten, die um so größer ist, als sie allen, die daran beteiligt sind, ein gutes Gewissen verschafft. Es ist geradezu typisch für diese Kreise, daß sie sich allen, die draußen stehen, weit überlegen fühlen.

Bezeichnend für diese gefährliche Verwirrung war die Behandlung der Schuldfrage auf dem Pazifistenkongreß. Eine durchaus nicht kleine Gruppe der Teilnehmer (vielleicht war es sogar die Hälfte der ganzen Versammlung) schwelgte geradezu in Bekenntnisfreudigkeit. Erörterungen, die darauf hinausliefen, daß die Schuldfrage mindestens ungeklärt sei, daß also einem Bekenntnis auf alle Fälle eingehende Untersuchungen vorhergehen müßten, wurden mit den stärksten Äußerungen des Mißfallens angehört, wenn nicht gar unterbrochen. Die Menschen, die so laut von Wahrheitsinn sprachen, brachten nicht die erste Voraussetzung solchen Sinnes auf, die gegenteilige Auffassung ernsthaft zu prüfen. Die Menschen, die sich ganz offensichtlich von den kleinlichsten persönlichen Leidenschaften und Verärgerungen leiten ließen, erhoben den Anspruch, über schwerwiegendste Fragen weltgeschichtlichen Geschehens endgültig zu rechten. Menschen, von denen man ihrer ganzen Äußerungsweise nach nur schwer den Eindruck gewinnen konnte, daß sie persönliche Verfeh-

lungen ganz ernst nähmen, sprachen mit dem Brustton der Überzeugung, ja mit einer schlecht verhehlten Selbstgefälligkeit über andere ihr „Schuldig“ aus.

Mir liegt gewiß nicht daran, eine Sache herabzusetzen, an der ich innerlich aufs wärmste beteiligt bin. Ich selbst bin Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und fühle mich durchaus verantwortlich für diesen weltlichen Pazifismus. Sondern gerade um der Sache willen muß ich von diesen tiefgreifenden Mängeln sprechen. Die Friedensbewegung muß sich auf diesen rationalistischen Geleisen totlaufen; genau so, wie der rationalistische Sozialismus dabei ist, sich in sich zu zerstören. Der Friedensgeist muß ein Geist aus der Tiefe sein, sonst heilt er nicht, sondern macht nur kränker.

Der religiöse Pazifismus kann, wenn er sich recht versteht, nicht anders, als alle Lebensbeziehungen zu durchdringen. Ganz besonders auch das persönliche Leben des einzelnen. Nur der religiöse Mensch kann eigentlich ganz erkennen, wieviel Bewegungen von seinem eigenen Leben ausgehen, die gegen den Friedensgeist streiten. Nur er kann deshalb auch einen erfolgreichen Kampf gegen diese Bewegungen führen. Dieser Kampf gegen die kriegerischen, machtvolligen Bewegungen des eigenen Lebens ist die notwendige erste Voraussetzung für alles Wirken im wahren pazifistischen Geist.

Ich bin für meine Person tief davon überzeugt, daß viele Äußerungen des staatlich organisierten Gesellschaftslebens für die einzelnen ungemein verhängnisvoll sind; daß es daher von größter Bedeutung ist, daß auch auf die staatlichen Bildungen in einem bestimmten Geiste eingewirkt werde. Von da aus stelle ich mich in alle praktischen pazifistischen Bestrebungen voll hinein. Auf der anderen Seite aber sehe ich zu klar, in einer wie unauflösbaren Abhängigkeit von der Verfassung der einzelnen diese staatlichen Bildungen stehen. Deshalb empfinde ich täglich fremder gegen allen rationalistischen Utopismus. Die Organisation der Welt im Geiste des Friedens wird nicht in dem Maße fortschreiten, als sich rationalistische Ideologien verbreiten (die ja schließlich immer wieder neue Schwerter werden, mit denen sich die Menschen totschiessen); sondern nur in dem Maße, als lebendige göttliche Kräfte in den Menschen frei werden. Diese Haltung wirkt vielleicht nicht so „entschieden“ wie die Haltung jenes unbedingten pazifistischen Idealismus, der alle „Kompromisse“ verabscheut. Aber wir sind heute — denke ich — endgültig über das Revolutionsstadium hinaus, wo man sich durch Radikalismus und Entschiedenheit imponieren ließ. Es kommt uns nicht auf die kategorischste Geste, sondern auf die tiefgreifendste Wirkung an. Die aber kann nur üben, wer sich über sein eigenes Wesen nicht an blassen Begriffsbildern orientiert, sondern dessen innerstes Sein in tiefer Besinnung sicher und kraftvoll wurde: der fromme Mensch.

★ Buch und Bild ★

Neues aus der Jugendbewegungsliteratur.

Von Will Bölger.

Es ist recht Unterschiedliches, was junge Menschen, meistens Künstler, aus dem Kreis um die Wiener Zeitschrift „Der Anbruch“, zu einem stattlichen Jahrbuch zusammengetragen haben. (Der Anbruch. Ein Jahrbuch neuer Jugend. Herausgeber Otto Schneider und A. E. Rutra. Roland-Verlag, München 1920. 7,80 Mk. geb. 10,40 Mk.) Vom chaotischen Psychismus, vom erdentborstenen Krampf bis zur Kampfruhe des vom Himmel erkorenen Ritters und zur Klarheit des Geistes klingen hier alle Saiten des Wesens Mensch auf. So ist es nicht leicht, mit diesem Buche fertig zu werden. Aber noch aus einem tieferen Grunde kommt man nicht schnell darüber hinweg; denn es weben hier Erkenntnisse und Kräfte, die sich auf der Oberfläche unserer Jugendbewegung noch kaum erst andeuten. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß diese Menschen die Weltkatastrophe noch elementarer als wir erlitten, wenn sie das, was bei uns noch hohe Wellen schlägt, schon überwunden haben. Nicht „Bewegungen“, Vereinigungen, Parteien werden helfen, sondern die Erregung des einzelnen an seiner Wurzel, daß aus den Abgründen seines Bewusstseins göttlicher Lebenssaft aufsteige zu dem Willen „Erschaffe erst dich!“ Das ist eins der stärksten Leitmotive dieses Buches, das in Paul Kornfelds ausgezeichneten Gedanken über „Metapolitik“ wundervoll plastisch wird, und das sein Gegenpiel erhält in der tiefen Glockenstimme jener Liebe, deren unsichtbare Quelle der heimliche Christus ist, wie sie Otokar Brezina als „Spiegelung der Tiefe“ erschaut. Dies ist's, weswegen wir an diesem Buche nicht vorbeigehen dürfen: daß auf seinen Gipfeln der Frührotschein des Auferstandenen schimmert, wenn auch die, die ihrer Schauungen Gewalt so hoch türmten, selbst noch nicht wissen, — oder es nur nicht aussprechen wollen? — woher das Licht kommt.

Wie der ungefährliche, doch fleißig und tüchtig seine Lastschiffe tragende Kanal sich vom lebendigen, ungestümen Strome, so unterscheidet sich von diesem Zeugnisbuch eine „Einführung in die Aufgaben der akademischen Jugend“, die der Münsterer, in freideutschen Kreisen bekannte Philosophieprofessor Otto Braun unter dem Titel „Der Student und die neue Zeit“ bei Engelhorn's Nachfolger in Stuttgart 1920 hat erscheinen lassen. Und doch merkt man Tiefe, wenn ihr auch das Faszinierende, die noch tiefere Abgründe ahnende Bewegtheit fehlt. Das ursprüngliche Lodern jugendlichen Geistes ist übergegangen in latente

Energie, die in „Idealen“ angelegt wird, ohne daß man an deren Notwendigkeit glauben müßte. Das Beste wird man von diesem Buche sagen, wenn man seinen Untertitel umändert zu einer „Einführung in die Aufgaben des akademischen Alters“. Unsere Jugend kann — wenn überhaupt — jedenfalls heute diese Wege noch nicht gehen, und die andere Jugend, der solche Einführung bitter nötig wäre, wird nicht erfaßt werden können, es sei denn, daß ihre Lehrer andern Sinnes würden, wie es Otto Braun ihnen zeigen könnte.

Dagegen wird, was Professor Paul Natorp der Jugend sagt, wie 1913 in der ersten Auflage seiner Trugschrift „Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung“, so jetzt in der dritten (Diederichs, Jena 1920, broschiert 2,50 Mark), ein lebendiges Echo in ihren Herzen finden, um der Jugendlichkeit und herjangreifenden Unmittelbarkeit des weißhaarigen Philosophen willen. Hier redet der Führer zu seinem Volk. Dem, der Natorps Vortrag schon 1913 gelesen hat, wird am wertvollsten heute das Nachwort zur dritten Auflage sein, obwohl die Ausführungen selbst vielen Kreisen der Jugendbewegung heute wieder ein Anlaß zu ernsthafter Selbstprüfung werden sollten. Heute sieht Natorp zwei große Gefahren vor allen andern auftauchen: einen nach außen schlagenden leidenschaftlichen Radikalismus und eine Weltfluchtstendenz in das Heiligtum der „Seele“. In der Idee der Gemeinschaft aber als einer ewig in die Welt hineinwerdenden Wirklichkeit werden beide Krastrichtungen aus ihrer feindschaftsetzenden Gegensätzlichkeit zurückgeholt und zu wirksamen Polen in der Gestaltung des „eigentlichst christlichen Sinnes der Weltüberwindung, Weltbefreiung, Weiterlösung“.

Ohne irgendwelche Prätension, schlicht und doch aus lebendigem Herzen hat Lizentiat Erich Stange unter dem nicht ganz zutreffenden Titel „Ein Menschenalter deutscher christlicher Studentenbewegung“ im Furchenverlag 1920 einen Abriß der D. E. S. B.-Entwicklung versucht, die wohl erst in den allerletzten Jahren eigentliche Jugendbewegung und das auch nur in gewissen Teilen zu werden beginnt. Denn wie die D. E. S. B. einst von „Alten“, den damals berühmten Führern der deutschen Gemeinschaftsbewegung ins Leben gerufen worden ist, so ist sie auch heute noch überwiegend getragen von der älteren Generation. Stange empfindet das für die D. E. S. B. nach fünfundsanzig Jahren Geschichte heute als ihre Gefahr, daß „die Last der Tradition das Aufkeimen neuer Formen ersticken“ könnte, und möchte wohl auch gerne, daß sie mehr lebendige, von Gott getriebene „Bewegung“ würde.

Einen ähnlichen geschichtlich-systematischen Versuch hat Dr. Hans Gerber („Über die Jugendbewegung“, Hamburg, Verlag des deutschen Volkstums) inbezug auf die nationale Jugend unternommen als „Gedanken für solche, die sie kennen lernen möchten“. Diese Absicht erfüllt das anspruchslose, aus einem Vortrag entstandene Schriftchen — wenn auch vielleicht manchmal ein ganz klein bißchen zu oberlehrerhaft — ganz gut.

Wertvoll erscheint es mir noch besonders dadurch, daß es von der Jugendbewegung aus auch an die Jugendpflege heranzukommen sucht.

„Wiewohl er gestorben ist, redet er noch“: Dies Wort aus den letzten Seiten des Buches „Ver Sacrum“ (Was die im Kriege gefallenen Mitarbeiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft dem deutschen Volke zu sagen haben. Mitteilungen und Aufzeichnungen, herausgegeben von Friedrich Siegmund-Schultze. Furcherverlag Berlin.) gilt von allen, die uns aus diesen Blättern entgegentreten: Friedrich Bredt, dem Arbeiterfreund, Rudolf Haberkorn, dem Freideutschen, Oskar von Unruh, dem Kreuzritter, Richard Lau, dem Seelsorger... und wie sie noch heißen mögen. Es sollte nicht nötig sein, und doch ist es so, daß wir den Worten derer lauschen, die über ihr Schlachtengrab hinaus lebendig blieben als ein „heiliger Frühling“ und hineinragen wollen in das herbstlich bunte und laute Treiben unserer Tage, in denen soviel Sterben ist. Jene, die von einer gemeinsamen, großen und doch unscheinbaren und stillen Arbeit hinauszogen, sie blieben eine Ritterschaft, fest im Geiste aneinandergeschlossen, auch im Tode. Sie sind noch heute unsichtbar unter uns und suchen Brüder für den Bund von Menschen, die in der Kraft Gottes das neue Werk heraufführen wollen. Es sind die Stimmen derer, die im Unsichtbaren denselben Kampf führen wie wir hier.

Noch zwei außendeutsche Zeugnisse des neuen Geistes seien zum Schluß erwähnt. In der vom Verlag Ernst Rowohlt, Berlin W 35, herausgegebenen Flugschriftenreihe „Umsturz und Aufbau“ ist ein flammender Appell von George D. Herron „Der Pariser Friede und die europäische Jugend“ erschienen, der dadurch besonders interessant ist, daß sein Verfasser sich darin als einen der einflussreichen amerikanischen Kriegsfreunde bekennet, der aus ehrlichem Glauben gegen den Germanismus, gegen die Aussicht auf „eine Weltordnung nach deutschem Schul- und Kasernenmuster“ alles mobil zu machen suchte. Der Schmerz aber darüber, daß er sich in seinem Volk sowohl wie vor allem in Wilson täuschte, verleiht seinem Aufruf gegen die Drahtzieher des Pariser Friedens, eines „preußischen Friedens“, eine ergreifende Wucht.

Eine leidenschaftslosere Auseinandersetzung mit der Welt von gestern ist der „Appeal to the People of the Christian Church“ von E. J. Cadour im Verlaq der englischen jungchristlichen Friedensbewegung, dem Fellowship of Reconciliation (London W C 1, 1919). Mögen unserem durch die übergroße Not erregbaren Empfinden diese systematischen Ausführungen des Engländer auch etwas nüchtern erscheinen, so liegt doch hinter ihnen dieselbe Sehnsucht nach dem kommenden Reich, die auch uns trägt. Und darum schlagen wir freudig in die uns von der englischen christlichen Jugendbewegung entgegengestreckte Hand ein to co-operate sympathetically with our fellow-Christians in the discovery of the truth and the advancement of the Kingdom of God upon earth.

Rudolf Steiners, „Geisteswissenschaft“ und das Christentum. Von Friedrich Gogarten. Verlag des Ev. Volksbundes 1920. 22 Seiten.

Die kleine, aus einem in Stuttgart gehaltenen Vortrag entstandene Schrift ist eine durch Vornehmheit und würdigen Ernst sympathisch berührende Stimme in der heute überall schwebenden Diskussion über Steiner. Einer kurzen Darstellung der Methode, des Wesens und der Ziele der Anthroposophie folgt ihre Gegenüberstellung zur Religion. Vieles aus Steiners Schriften wird als wertvoll für jeden geistig lebenden Menschen bezeichnet und als nicht spezifisch anthroposophisch abgefordert von dem Wesentlichen der „Geisteswissenschaft“, der Fähigkeit, sich selbst zur geistigen Wesenheit umzuschaffen. Sollte die Religion sich solche Kräfte nicht aneignen zur Vertiefung und Verstärkung ihrer selbst? Gogarten verneint die Frage in knappen, sicher auf dem Hintergrund von Ottos „Das Heilige“ geschauten Ausführungen. Ich habe die 22 Seiten dieser Auseinandersetzung schon zum zweitenmal gelesen und dabei gemerkt, welchen Dienst sie dem leisten können, der sich zur Stellungnahme zu Steiners Gedankenwelt gezwungen fühlt. Sie sind in ihrer edlen Sachlichkeit eine ständige Anregung zur Kontrolle des eigenen Urteilens in diesen Dingen. Und doch vermisse ich eine noch gründlichere Debatte, eine noch viel mehr auf dem Steiner'schen Boden bewanderte letzte Kritik. Denn bei Steiner findet man gelegentlich (vgl. den Vortrag „die Aufgabe der Geisteswissenschaft“) eine ähnliche Abgrenzung seiner „Geisteswissenschaft“ gegen die Religion hin, und seine besonders in esoterischen Schriften vorgebrachten Gedanken über das Christentum und Christus werden durch Gogartens Kritik nicht wesentlich berührt. In dem Streit um Steiner fehlt uns heute die Stimme eines ganz Großen, der aus der Vollmacht der Gotteschau in Christus uns sage, ob dieser zu denen aus Galliläa gehöre oder nicht. B.

Kann ein Christ Sozialdemokrat, kann ein Sozialdemokrat Christ sein? Von D. Adolf Stöcker. 2. Aufl. Leipzig (Deichert) 1920. 47 Seiten, 1 Mark.

Ich denke, auch mancher Neuwerkler wird diese Schrift, die einen Stöckerschen Vortrag und die daran angeschlossene Diskussion des 6. Kirchl.-soz. Kongresses 1901 enthält, mit dem Gewinn der Selbstkritik lesen dürfen, obwohl wir in unsren Reihen manchmal einer schon beinahe pharisäischen Ausschließlichkeit begegnen. Kann auch ein Neuwerkler noch Stöcker lesen? Vielleicht wird mancher, besonders in der gegenwärtigen Krise unserer Bewegung, noch einmal wieder „Stimmen aus alten Zeiten“ Gehör geben, um sein Ohr schärfen zu lassen für die Worte, die heute von Gott aus gesprochen werden. B.

Ein Nachwort. Von Theodor Häcker. Verlag von Jakob Hegner Dresden-Hellerau. Geheftet 3 Mk. Gebunden 5 Mk.

Ein einsames Büchlein, fremd und feind dem Geiste der Welt, wie er sich uns verwirrend entgegenstellt in Theologie und Philosophie, in einer Wissenschaft, die zur Hure niederster und höchster menschlicher Instinkte geworden ist. Erschütternd schlägt Zorn und Lachen der Wahrheit an das beleidigte Ohr, zerreißt wie Sprengstoff unsere gewohnten Gedankenverbindungen und zeigt, daß der radikale Christ heute genau so eine Torheit und ein Argernis, ein Skandal für die in glänzenden Lastern verfaulende Menschheit ist, wie vor 1700 Jahren. Dies Büchlein, das durchweht ist von dem Geiste Sören Kierkegaards und der großen heiligen Väter der Christenheit, sollten alle die lesen, die nicht mit platten Phrasen der Gegenwart, sondern mit dem tiefbohrenden treffenden Geist profetischer Männer die Frage nach dem Radikalismus des Christentums behandeln wollen. Auch uns gilt das Wort Multatuli: Es gibt keinen andern Weg für den Menschen als Golgatha. — Nur Märtyrer singen. Wolf Meyer.

#17

E A 20/2 (1)

Das neue Werk

Der Christ im Volksstaat

Herausgegeben von Eberhard Arnold

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel / Neuwirk-Verlag Schlichtern

Die bessere Gerechtigkeit.

Von Eberhard Arnold.

Das Höchste, was der Mensch seinem Gott an Gutsein zu bringen vermochte, war bis zu dem entscheidenden Auftreten Jesu moralische Anstrengung, ethische Bemühung, Kraftanspannung auf ein ideales Ziel, das sorgfältige Bestreben, Gebote und Verbote zu befolgen, alle dem entgegenstehenden Neigungen mühsam niederzuhalten und zu ertöten, oder gar der krampfhafteste ekstatische Versuch, sich selbst und das Leben als solches zu verneinen und abzutöten. Überall ging es um ein Zusammenraffen aller menschlichen Kräfte, um in mühsamem Aufstieg oder in rasendem Anlauf den Berg zu erklimmen, auf dem es keine Verdunkelung des Lichtes, keine Verunreinigung der Luft mehr geben sollte. Jesus bringt eine bessere Gerechtigkeit, als es alle diese menschlichen Anstrengungen bieten konnten, weil seine Gerechtigkeit in jedem Sinne andersartig ist als alles, was Gesetz und Propheten zu sagen vermochten. Ganz gewiß enthalten Gesetz und Propheten eine Offenbarung des Wesens und des Willens Gottes, deren unbestechliche Klarheit Jesus in keiner Weise auflösen oder verdunkeln will. Wollte sich jemand unterfangen, gegen den deutlich bestimmten Willen Gottes in diesen moralischen Geboten und Verboten verwirrend und zersetzend vorzugehen, so würde er sich damit an dem Heiligtum veründigen, das Gott in das Gewissen der Menschen hineingelegt hat. Verlöre die Menschheit dieses Heiligtum, so hätte sie keine Zuflucht, keine Sicherung mehr, so oft die finsternen Mächte der Lüge und Unwahrheit, des Hasses und der Eier sie von Position zu Position jagen, bis sie schließlich ohne Halt dem Tode verfallen ist. In Wahrheit wird für die Menschen kein Buchstabe dieser ethischen Gebote und moralischen Verbote gestrichen werden, bis das Wesentliche, das hinter diesen Geboten verborgen ist, seine Offenbarung und Darstellung, seine Fleischwerdung und Lebensgestaltung gefunden hat. Diese Gebote und Verbote sind ein gesetzlicher Ausdruck des heiligen Sollens unserer inneren Berufung, des heiligen Müßens unserer inneren Bestimmung, des einzigen Unbedingten, das in der Menschenseele lebt. Wer zu der wachsenden Menge derer gehört, die heute eines nach dem anderen dieser Gebote für nichtig erklären und wegwerfen wollen, wird für das Zukunfts-

